

Carl Spitteler

Autor(en): **Marti, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573088>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Carl Spitteler.

Zum sechzigsten Geburtstag des Dichters (24. April 1905).

Mit Bildnis.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Wie der Mensch geneigt ist, das Gute nur in der Vergangenheit, in der „guten alten Zeit“ zu sehen oder von einer spätern glücklicheren Zukunft zu erwarten und daneben die Gegenwart zu verlieren, so glaubt er auch, alles Große müsse in außerordentlicher Weise auftreten, mit Glanz und Getöse ihn überraschen, und während er sehnsüchtig nach dem Wunder auspäht, das inmitten der Staubwolke unter Trommeten und Pauken daherkommen soll, ist indessen das Große unbeachtet an ihm vorübergegangen. Aber es ist nicht bloß heute, sondern zu allen Zeiten so gewesen. Weil man von jeher auf die Messiasse im Purpur und mit der Krone auf dem Haupt wartete, hat man an den schlichten Heiland im Straßenstaub nicht geglaubt. Das Große reift aber zumeist in der Stille und geht schlicht und einsam seine Wege.

Carl Spitteler vollendet am 24. April sein sechzigstes Lebensjahr.

Wohl zwei Dritteile seines Daseins hat er dem strengen Dienst seiner Muse geopfert. Es gibt jetzt viele, die an ihn glauben und ihn einen großen Dichter nennen. Aber wie wenig lange ist es her, daß man mit der gleichen Behauptung bei manchen einem spöttischen Lächeln begegnete. Der Dichter selbst tat nichts, um sich bei dem Publikum in Gunst zu setzen. Er machte sogar kein Hehl aus seiner Verachtung der Menge, insbesondere der „Erfolgsanwedler“, und stieß sie mit seiner souveränen Eigenwilligkeit und seinen paradoxen Behauptungen nicht selten vor den Kopf. Der ihm in jüngster Zeit zugefallene Erfolg, die Krönung mit dem Bauernfeldpreis, seine „Entdeckung“ durch Felix Weingartner und des letztern enthusiastische Würdigung des „Olympischen Frühlings“ hat jedoch noch manchen bisher Ungläubigen bekehrt, und heute ist die Gemeinde, die sich um den Dichter geschart und in bewundernder Verehrung zu ihm emporsehnt, nicht bloß nach ihrer Qualität, sondern auch nach der Zahl ihrer Mitglieder eine stattliche. Spittelers spröder Genius hat sich die Anerkennung erzwungen.

Hat man sich darüber gewundert, daß der „Holzboden“ der Schweiz einen Maler wie Böcklin und so große Dichter wie Gottfried Keller und C. F. Meyer

hervorgebracht, so wird man später einmal noch mehr darüber erstaunt sein, daß der Schweiz ein Dichter wie Carl Spitteler erstehen konnte. Wohl steht Böcklins gewaltige Phantasie mit ihrer Fabelwelt in — scheinbarem — Gegensatz zu der etwas hausbackenen Nüchternheit und dem praktischen Sinn des Schweizers; aber sein kräftiger Humor ist immerhin schweizerisch-alemannischer Art. Vollends Keller und Meyer wurzeln tief im Boden ihrer Heimat: des letztern Dichtung atmet den Geist des protestantisch-städtischen vornehmen Bürger-

tums, jenes Werke verraten in jeder Zeile ihre Bodenständigkeit und sind erfüllt von heimatlichem Erdgeruch. Spitteler aber hat, abgesehen von der Sprache, wenig oder nichts spezifisch Schweizerisches oder gar Eidgenössisch-Bieder-männisches an sich. Als Mensch wie als Dichter steht er unter uns und in unserer Literatur beinahe wie eine exotische Erscheinung. Selbst der achtjährige Aufenthalt in Rußland während wichtiger Jahre der Entwicklung erklärt diese Ausnahmestellung nicht, ebensowenig der Gang seiner Bildung, an der die französische Kultur und Literatur einen großen Anteil haben. So fein und glänzend indessen dieser Geist, der sich mit weltmännisch gewandtem Wesen verbindet, in seiner allseitigen, namentlich auch hervorragenden musikalischen Bildung ist — seine Ab-



Carl Spitteler (Phot. Emil Goeß, Luzern).

neigung gegen alles Gewöhnliche und Platte geht bis zur Vorliebe für das geistreich Paradoxe — so beruht Spittelers eigenartige Bedeutung doch nicht allein auf diesem. Denn geistreiche Leute hat es bei uns dann und wann gegeben, obwohl Spitteler bis jetzt unter allen die feinste und seltenste Prägung darstellt. Nein, die Merkwürdigkeit von Spittelers Erscheinung in der schweizerischen Literatur liegt in der absoluten Abwesenheit sonst bei uns so beliebter moralischer, patriotischer oder anderer Tendenzen, in der vollständigen Hingabe seines Lebens und Dichtens an sein Ideal reiner Schönheit. Darin steht er als Einziger da.

Der Pfarrerssohn aus Liestal, der ebenfalls Theologie studiert, ging als weltfremder Träumer und Schwärmer durch das Leben. Seine Augen sahen und tranken in dieser Welt des Hastens nach Besitz und Genuß nur

Licht und Farben, nur edle Schönheit. Kein gläubiger Priester einer Religion kann inbrünstiger sein Herz zu seinem Gott erheben, als Spitteler sein Leben lang seinem Schönheitsideal nachstrebte. Und er suchte diese Schönheit nicht an der breiten Heerstraße, sondern auf verborgenen Seitenpfaden ging er den in Laubgängen zitternden subtilsten Licht- und Farbeneffekten nach, die nur ein scharfes Künstlerauge entdeckt und mit Entzücken genießt. In den Gedichten, den „Schmetterlingen“ und den „Balladen“, wie in den ersten Erzählungen, dem „Wettfasten von Heimlichen“, woraus „Gustav“ entstanden, den „Mädchenfeinden“, „Friedli der Kolberi“ und „Conrad der Leutnant“, hat diese schönheitsdürftige Sehnsucht des Poeten ihren farben-glühenden Niederschlag gefunden. Aber der Dichter mußte erfahren, daß das Interesse des Publikums kein so reines, tendenzloses wie das seinige, sondern ein vorwiegend stoffliches war, das kein Genügen an seltenen Lichteffecten und farbenprächtigen Bildern fand, sondern seine „Geschichte“ haben wollte. Man muß wissen, wie kühl oder gar mit welchem Spott diese Arbeiten des Dichters vom großen Publikum aufgenommen, wie gründlich sie von der deutschen Kritik totgeschwiegen wurden, um die Lauge des Spottes zu verstehen, die der Dichter in den „Litera-

rischen Gleichnissen“ über die Welt und die literarischen Zustände ausgegossen hat. Ihm, dem Pfadfinder der Schönheit, erging es wie in seiner ersten großen Dichtung „Prometheus und Epimetheus“ dem idealistischen Lichtbringer Prometheus, über den der weltgewandte realistische Epimetheus den Sieg davonträgt. Aber Spitteler ließ sich diesen Mangel an Erfolg nicht anfechten. Raub der Trone der Tageschriftstellerei entronnen, wandte er, ferne vom lärmenden Getriebe des Lebens, in aller Stille beinahe ein Jahrzehnt seines Lebens an sein Hauptwerk, in dem seine einsame und stolze Persönlichkeit, seine Schönheitssehnsucht ihren großartigen Ausdruck fanden, in dem sich alle Vorzüge seiner Kunst, Tiefe der Empfindung und Idee, die originelle Kraft der Sprache und seine erstaunliche Gestaltungskraft, die derjenigen des Plastiklers gleichkommt, verbunden haben zu einer Dichtung hohen, ja höchsten Stils: dem „Olympischen Frühling“. Dieses Werk wird vor der Nachwelt nicht bloß einen Ruhmestitel der Schweiz, sondern unserer Zeit überhaupt bilden.

Dem Dichter Carl Spitteler aber, dem Hohenpriester reiner Schönheit, entbieten wir zu seinem sechzigsten Geburtstag die herzlichsten Glückwünsche und die ehrfurchtsvolle Huldigung der literarischen Schweiz!

Fritz Marti, Zürich.

Ueber die Balladen Spittelers.

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Mit Abbildung.

Die neuere schweizerische Poesie ist bekanntlich von nicht gewöhnlicher Schönheit. In ihren größten Erzeugnissen trägt sie den Zug von Vollendung, den sie, als ihre Zeit gekommen war, in einem Lande, wo jeder helle See den Firm zurückstrahlt, wohl annehmen mußte. Durch die letzte Läuterung und die strengste Selbstzucht, die der Kampf mit rauher Scholle einem Volke hinterläßt, ist sie zudem gereinigt und geadelt.

Jede Kunst wird schließlich zum Abbild der Nation, in der sie entstanden ist. Schon die bloße Tatsache, daß die literarische Blütezeit in der Schweiz fast um ein Jahrhundert später eingetroffen ist als in Deutschland und viel später auch als in den romanischen Ländern, läßt sich aus der bedächtigen und verschlossenen Schweizerart leicht herleiten. Noch zeugt seine Dichtung davon, daß das Volk zwischen den Alpen fargen Wortes ist. Die Eigenschaft wirkt darin fort als eine starke Konzentriertheit des Ausdrucks. Wie der Werkmann den Granit ihrer Berge, behauen die schweizerischen Meister ihre Sprache. So ringen sie auch, mit der zähen Art ihres Volkes und in seiner Gewohnheit der harten Arbeit beharrend, mit ihren Stoffen, bis sie die einfachste Form, die nur noch Kraft und Schönheit ist, erzwungen haben.

Auch die Kunst Carl Spittelers trägt alle Merkmale ihrer schweizerischen Herkunft, und das nicht am wenigsten in ethischer Beziehung, wo diesen Dichter Originalität und ein kühner Freimuth auszeichnen. Nur ihr neueres Stoffgebiet liegt dem helvetischen Lande fern. Es ist bekanntlich das mythologische. Man möchte glauben, daß im Lande der Heimatliebe die Heimatkunst eine vorwiegende Pflege finden würde. Schon der Umstand, daß sie durch einen Schweizer (Gottlieb) in die deutsche Literatur eingeführt worden ist, rechtfertigt diese Annahme. Und doch ist es nicht in diesem Maße der Fall. Freilich barg die große Kunst Gottfried Kellers zugleich die wunderfeinste Heimatkunst. Einige treffliche schweizerische Dichter pflegen sie heute und erheben ihre Erzeugnisse nicht selten zum reinen Kunstwerk. So Meinrad Lienert, Ernst Zahn und Jakob Böhler. Adolf Freys edle Poesie verdoppelt ihre Innigkeit und malt auf maiengrünen Gründen, wo sie dem Vaterlande gilt. Die Heldenzeit hat vielleicht nie treuere Botenschaft gesandt als durch den Dichter des Winkelried. „Die in die braune Scholle gesunken“, die Väter in uns horchen auf, wo sie erklingt, erkennen und grüßen ihre fromme tapfere Seele.

Es ist bekannt, daß Meyer dem Lande Bünden sein klassisches Buch gegeben hat. Er hat den Zürichsee nochmals den Gewässern gefüllt, die in der deutschen Literatur bleibend leuchten werden. Andererseits bemerken wir aber gerade bei Meyer und mit ihm bei Widmann und Spitteler eine entschiedene Bevorzugung wie auch vollkommene Beherrschung fremder Stoffe. Sie gehören zu den Schweizer Renaissancenaturen, was begreiflich nicht ausschließt, daß auch sie zuzeiten in die Gründe heimatischen Wesens gestiegen sind und seine letzten Tiefen durchleuchtet haben. Vielleicht am weitesten in die Fremde geht Spitteler. Er hat sich mit seinen großen epischen Versbüchungen „Olympischer Frühling“ der kosmischen Poesie zugewandt, wartet also heute einsam ragender Altäre. Eine gewaltige malerische und plastische Begabung hat damit die Bereiche höchsten Lichtes und Glanzes, ein fühner Geist die weltüberblickende Höhe gefunden. Mit der bildnerischen Herrlichkeit des olympischen Frühling geht eine wuchtige Gedankenschönheit Hand in Hand. Eine dritte ethische Schönheit gestellt sich dazu. Es kann insbesondere der aufmerkenden Gemeinde des Dichters nicht entgehen, mit welcher Glaubensinbrunst Spitteler für seinen Metakosmos fühlt. Wie der Duft von etwas Heiligem macht sich in den Tempelhallen seiner großen Dichtung die Treue spürbar.

Es wäre nicht möglich, daß in einer Dichtung, die sich so vollkommen wahr und innig mit dem Leben auseinandersetzt, nicht auch ihres Schöpfers künstlerische Ideale Gestalt und Ausdruck gewinnen. In einem Gesange wie dem vierten der „Hohen Zeit“ haben sie denn auch einer Erzählung gerufen, wie sie herrlicher auf dem Gebiet der Epik wohl kaum zu finden ist. Die kosmische Poesie selbst verkörpert sich da zu einem beglänzten Lande („Jenseits der Welt wo Wissenschaft und Ahnung schweigen“), und was in seinen Gauen an Berg und Wasser ragt und schimmert, verfinnlicht alle Schönheit und allen Teffinn, die innerhalb dieser Poesie möglich sind. Wir vermögen den Seelenglanz dieses Gesanges, der uns an der Entstehungsgeschichte des „Olympischen Frühling“ Anteil nehmen läßt, von der gesamten Dichtung nicht mehr zu trennen.

Auch im allgemeinen haben wir wohl über keines Künstlers Verhältnis zu seiner Kunst ergreifendere Aufschlüsse als es die Konfessionen Spittelers sind. Sie weisen mit erster Hand auf ein Gebiet, wo die höchsten Gesetze gelten, jene, die der